

NZZ am Sonntag, 20. Juni 2010

## Grüzi wohl! Warum Deutsche am Schweizerdeutsch scheitern

**Das Interesse, den Schweizer Dialekt zu lernen, ist riesig. Allein an der Klubschule Migros schreiben sich jedes Jahr über 1000 Personen für einen Kurs ein. Viele davon sind Deutsche. Doch trotz sprachlicher Verwandtschaft macht ihnen das Schweizerdeutsch speziell Mühe – mehr als beispielsweise Spaniern, Italienern oder Finnen. Von Simone Schmid**

- Ottmar Hitzfeld hat einen grossen Vorteil: Als gebürtiger Lörracher spricht er Alemannisch. Sollte sich der Trainer der Schweizer Fussballnationalmannschaft einmal dazu entschliessen, Schweizerdeutsch zu lernen, braucht es nicht mehr viel: Sein Kehlkopf, seine Zunge und unzählige Sprechmuskeln sind schon ziemlich gut auf Schweizer Laute getrimmt. Schwieriger haben es seine Landsleute, die weiter aus dem Norden kommen. Seit Jahren besuchen Tausende von ihnen Schweizerdeutschkurse. Keine Sprachschule in der Schweiz, die nicht Mundart-Training anbieten würde. Allein an der Migros-Klubschule besuchten letztes Jahr 1000 Personen einen Schweizerdeutschkurs. Deutsche, die tatsächlich Dialekt sprechen, trifft man jedoch selten.
- 5 Dabei verstehen vor allem Süddeutsche die Schweizer Mundart oft ohne Probleme. Wenn es aber ums Sprechen geht, haben Deutsche mehr Schwierigkeiten mit dem Schweizerdeutschen als zum Beispiel Finnen oder Spanier. Dies beobachtet auch die Sprachlehrerin Silvia Forrer, die bei EB Zürich Mundart unterrichtet. „Am Anfang betonen die Deutschen alles komplett falsch“, sagt sie. Das Problem ist die enge Verwandtschaft der beiden Sprachen. Das Hochdeutsche hilft zwar beim Verstehen, aber gleichzeitig ist es eine einzige Fehlerquelle, weil Wörter und Satzbau übernommen werden. Das Resultat sind die sogenannten falschen Freunde: So bedeutet das Zürichdeutsche „ich mag nid kchoo“ eben nicht „ich mag nicht kommen“, sondern so etwas wie „ich komm damit nicht zu Rande“. Auch in der Grammatik gibt es solche Fallen: Die Mundart kennt zum Beispiel kein Imperfekt, womit der Satz „ich war geschter z Bärn“ zwar verstanden wird, aber entlarvend falsch ist. „Eine Italienerin, die nachspricht, was sie hört, lernt den Dialekt tatsächlich einfacher“, sagt Iwar Werlen, Professor für Allgemeine Linguistik an der Universität Bern.
- 10 Die wohl umfassendste Studie zum Thema („Deutsche in der Deutschschweiz“, Werner Koller) kommt zum Schluss, dass Deutsche, die schon einen deutschen Dialekt sprechen, einfacher und schneller Schweizerdeutsch lernen. Befragt wurden 100 Personen, die sich in der Schweiz niedergelassen hatten. 33 von ihnen sprachen „gut bis sehr gut“ Schweizerdeutsch, wobei die meisten den Dialekt innerhalb von drei Jahren erlernt hatten. Die interviewten Personen waren sich aber fast alle einig, dass es nicht möglich sei, Schweizerdeutsch perfekt zu lernen.
- 25 Als eines der grössten Hindernisse beim Lernen des Dialekts nennt die Studie die Schweizerinnen und Schweizer. „Sie helfen Deutschen kaum in ihrem Bemühen, zum Schweizerdeutschen zu wechseln, reagieren negativ darauf, empfinden es als Sich-Eindrängen ins Schweizerische und empfehlen ihnen, besser beim Hochdeutschen zu bleiben“, lautet das Fazit. Dieser Befund aus dem Jahr 1992 hat sich nicht geändert. „Die Bereitschaft, radebrechendes Schweizerdeutsch nett zu finden, ist gering“, sagt Christof Meier, der Leiter der Integrationsförderung der Stadt Zürich. „Wenn ein Welscher Schweizerdeutsch spricht, sagen wir: Jööö. Ein deutscher Akzent kommt viel negativer an“, sagt Sprachforscher Werlen. Durch negative Reaktionen werde das Lernen blockiert.
- 30
- 35

Das grösste Problem aber sei das Alter der Zuwanderer, glaubt Werlen. Als Erwachsener einen Dialekt zu lernen, sei „extrem schwierig“. In der Sprachwissenschaft geht man davon aus, dass  
40 nur rund 3 Prozent aller Personen überhaupt in der Lage sind, nach der Pubertät eine Sprache so zu lernen, dass sie wie ihre Muttersprache klingt. Gerade die sprachlichen Details, die schwer zu erlernen sind, machen aber oft den Unterschied aus zwischen Standardsprache und Dialekt.

So ist ein Mensch auch in der Schweiz ein Mensch, aber man sagt „Mänsch“ oder „Mönsch“ zu ihm. Das tönt einfach. Doch um diese Nuance zu erkennen, braucht es ein gutes Gehör. Und  
45 damit es bei der Aussprache echt klingt, müssen die Sprechmuskeln richtig koordiniert werden. Für das Gehirn eines Erwachsenen ist das schwierig. „Ein Säugling kann rein physisch jede Prosodie, also jede Sprachmelodie, lernen, egal ob Spanisch oder Chinesisch“, erklärt Werlen. Doch nach dem Lernen der Muttersprache beherrscht diese das Gehirn. Die feinmotorische  
50 Koordination, die es für die Aussprache dieser Sprache braucht, wird automatisiert. „Beim Lernen neuer Laute muss das Gehirn sozusagen neu programmiert werden“, erklärt Werlen. Je älter ein Mensch, desto schwieriger werde das.

Das Schweizerdeutsche hat aber noch ein paar Stolpersteine mehr zu bieten als nur eine ungewohnte Aussprache: die Grammatik, die ungeschriebenen Regeln und tausend  
55 Ausnahmen. Das Wort Staubsauger ist ein schönes Beispiel. Wann spricht man das „au“ als „au“ aus? Und wann als „uu“? Diese Regel kann wohl niemand erklären. Aber doch ist allen klar, dass man „Staubsuuger“ und nicht „Stuubsauger“ sagt. „Schweizerdeutsch ist keine kodifizierte Sprache“, sagt Iwar Werlen. Das heisst, dass die Regeln nirgends verbindlich festgeschrieben sind. „Aber dennoch kann man unglaublich viel falsch machen.“ Besonders  
60 Akademiker hätten Angst, sich zu blamieren. Wem sein Ruf egal ist und wer sich auch von negativen Reaktionen von Schweizern nichts anhaben lässt, der lernt den Dialekt besser.

In den Informationsveranstaltungen für Deutsche werde auf dieses Problem hingewiesen, sagt Meier. Er rät zwar nicht explizit von Sprachkursen ab. Aber zur Integration reiche es völlig aus, wenn man den Dialekt verstehe. Für die Deutschen sei diese Lösung vollkommen normal: „In München erwartet auch niemand, dass Kölner, Zürcher oder Hamburger Bayrisch reden.“

Tages-Anzeiger, 16.10.2010

## Der Dialekt als Sprache des Herzens? Pardon, aber das ist Kitsch!

**Peter von Matt äussert sich über Dialektwahn und die gefährliche Abwertung des Hochdeutschen. Von Peter von Matt**

Alles, was in der deutschen Schweiz geschrieben und gelesen wird, ist Hochdeutsch oder Standardsprache. Standardsprache ist ein so hässliches Wort, dass man seinen Erfinder aus der Sprachgemeinschaft ausschliessen sollte; ich verwende es an dieser Stelle nur, um öffentlich zu erklären, dass ich es nie mehr verwenden werde. Auch wenn viele Leute ihre SMS im Dialekt

5 schreiben oder in irgendeinem Mundartgewurstel, gilt die Regel: Geschrieben und gelesen wird in der deutschen Schweiz das Hochdeutsche mit seinen schweizerhochdeutschen Eigenheiten, also eben etwa den Spargeln, den Türfallen und den Unterbrüchen.

Nun hat sich aber in diesem Lande seit einiger Zeit der Wahn ausgebreitet, der Schweizer Dialekt sei die Muttersprache der Schweizer und das Hochdeutsche die erste Fremdsprache.

10 Das ist Unsinn, führt aber zu einer chronischen Einschüchterung der Deutschen in der Schweiz, denen man unterstellt, dass sie „unsere Sprache“ nicht beherrschten. In Wahrheit ist in der Schweiz der Dialekt nur für Analphabeten die ausschliessliche Muttersprache.

### Denkschwach und sentimental

Unsere Muttersprache ist Deutsch in zwei Gestalten: Dialekt und Hochdeutsch, und zwar so selbstverständlich und von früher Kindheit an, wie das Fahrrad zwei Räder hat. Wir wachsen mit beiden Gestalten unserer Muttersprache auf, erfahren und erweitern unsere Welt in beiden Gestalten ein Leben lang, und unsere Autorinnen und Autoren schreiben, wenn sie etwas taugen, ein Hochdeutsch, das dem Ausdrucksreichtum keines deutschen oder österreichischen Autors nachsteht. Ist es doch ihre Muttersprache voll und ganz.

20 Nur haben sie noch deren zweite Gestalt daneben, in der sie sich mit den Landsleuten unterhalten und vielleicht auch gelegentlich ein Hörspiel schreiben. Der verbreitete Wahn, nur der Dialekt sei die Muttersprache der Deutschschweizer, beruht auf einer Mischung von Denkschwäche, Sentimentalität und Borniertheit. Und er hat bedenkliche Folgen. Er beschädigt die Liebe zum Deutschen und damit die Kulturfähigkeit vieler Schweizer. Denn wer seine Muttersprache nicht liebt, arbeitet auch nicht mit Lust daran sein Leben lang. Wer aber nicht sein Leben lang mit Lust an seiner Muttersprache arbeitet, rutscht langsam weg aus den schöpferischen Zonen seiner Kultur.

### Wunderwelt Dialekte

Die deutschschweizerischen Dialekte sind eine bunte Wunderwelt, die gerade deshalb so tausendfach blüht und wuchert, weil es keine schriftliche Form für sie gibt. Wer dennoch eine Postkarte, eine SMS oder, was schon viel seltener geschieht, einen ganzen Brief im Dialekt schreibt, kann dabei gegen keine orthografischen Regeln verstossen. Und was den Wortschatz

30 anbelangt, variiert dieser fast von Dorf zu Dorf. Ein berühmtes Beispiel ist die Ameise. Die nennt sich in der Deutschschweiz so:  
35 *Ämesse, Omeisele, Äbese, Aweissi, Ameisi, Uweisse, Wurmeissi, Wurmeisle, Wurmasle, Harmäusli, Ambeisse, Umbeisse, Hampeissi, Lombeisse, Empeisele, Ambitzli, Wumbitzgi, Humbetzgi, Ambessgi, Umbasle, Hobäsle, Wurmasle, Wambusle, Bumbeisgi*

### Dialekt ist nie perfekt erlernbar

40 Das hätte ohne weiteres von den Dadaisten auf ihrer verrauchten Bühne im Zürcher Niederdorf  
rezitiert werden können. Ähnlich steht es mit der Bezeichnung für den Brotanschnitt, um den in  
allen Familien gestritten wird, teils weil man ihn besonders liebt, teils weil man ihn  
verabscheut:

45 *Aaschnitt, Aahau, Aahäulig, Aahäueli, Obenäbli, Deckel, Gupf, Güpfi, Änggel, Münggel,  
Mürrgi, Mutsch, Bode, Chäppli, Aamündli, Gruschte, Chropf, Wegge, Zipfel, Scherbitz,  
Reifteli, Mugerli, Houdi, Gutsch, Götsch, Fux, Fuudi*

Angesichts der zwei lautmalerischen Litaneien wird auch deutlich, dass niemand je imstande  
sein wird, den deutschschweizerischen Dialekt als solchen zu lernen. Es gibt ihn als feste  
Grösse gar nicht, es gibt ihn nur als ungeheure, durcheinander wogende sprachliche  
50 Wolkenmasse. In dieser findet jeder Deutschschweizer seinen Winkel, in dem er besonders zu  
Hause ist, aus dem seine eigene Variante und Abschattierung der schweizerdeutschen Mundart  
stammt. Dass er diesen Winkel, diese Variante liebt, ist verständlich, und nichts ist dagegen  
einzuwenden. Aber wenn er deshalb jene Gestalt seiner Muttersprache abwertet, über die er mit  
der ganzen deutschen Sprachkultur verbunden ist und über die der geistige Austausch, das  
Geben und Nehmen denkender Köpfe wesentlich geschieht, verfehlt er sich gegenüber einem  
55 unersetzlichen Stück seiner Heimat.

### Ungehobelt und bäurisch

Der Wahn, der Dialekt sei die einzige und eigentliche Muttersprache, hat zur Folge, dass sich  
manch ein Deutschschweizer das Recht herausnimmt, auch mit Deutschen und Österreichern  
60 sofort und ausschliesslich im Dialekt zu sprechen. Das ist ungehobelt, bäurisch und stillos.  
Noch schlimmer aber ist, dass dieses Verhalten den blitzschnellen Wechsel zwischen den zwei  
Gestalten der Muttersprache, der in der Schweiz lange Zeit ganz selbstverständlich praktiziert  
wurde und die Sprachfertigkeit des Deutschschweizers ebenso bewies wie seine Sprachfreude,  
zusehends zum Verschwinden bringt.

Wenn zwei Schweizer miteinander plaudern, tun sie dies im Dialekt. Das ist gut so und richtig.  
65 Tritt ein Deutscher hinzu, schalten sie um ins Hochdeutsche. Auch das wäre gut so und richtig.  
Nur tun sie es heute immer weniger, die Jungen fast überhaupt nicht mehr. Der Deutsche soll  
bitte sehr die Mundart verstehen. Das ist schlicht arrogant. Und einfältig, weil es unterstellt,  
dass das Hochdeutsche nicht unsere Sprache sei. Die Folge ist eine schleichende  
Provinzialisierung, die man als solche nicht erkennen will, auf die man sich vielmehr noch  
70 etwas einbildet. Hier liegt ein echtes nationales Problem vor, auch wenn es nur für die  
Deutschschweiz gilt.

### Mangelnder Anstand bestraft sich selbst

Bedenklich ist dabei nicht so sehr das schlechte Benehmen. Mangelnder Anstand bestraft sich  
ja in der Regel selbst. Bedenklich ist der Rückgang der sprachlichen Beweglichkeit, der  
75 Ausdrucksfreude und syntaktischen Eleganz. Der hochdeutsche Wortschatz friert auf dem  
Volksschulniveau ein. Und die Medien tun nichts dagegen, obwohl sie selbst immer noch ein  
sehr passables Deutsch schreiben und reden. Sie fürchten sich vor der Volksseele, vor den  
Leserbriefen, vor den Kitschgefühlen, wonach der Dialekt die Sprache des Herzens sei, das  
Hochdeutsche aber kalt und fremd.

80 Dass der Deutschschweizer gleichwohl rasch bereit ist, sich über den Dialekt schon des  
Nachbarkantons lustig zu machen und bestimmte Mundartfärbungen sogar offen zu verachten,  
passt da allerdings schon weniger ins Bild. Eine gefühlsmässige Abwertung der Sprache, in der  
Gottfried Keller und Robert Walser, Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt geschrieben haben,  
ist heute weithin festzustellen. Natürlich führt dabei niemand gerade diese Beispiele an. Sie

85 sind aber mitbetroffen. Würde man auch diese Konsequenz aussprechen, läge der Blödsinn sofort zutage.

*Der Germanist Peter von Matt (\*1937) ist emeritierter Professor der Universität Zürich und vielfach preisgekrönter Buchautor. Der Text ist die gekürzte Fassung eines Aufsatzes, den Peter von Matt für die Literaturzeitschrift „Tintenfass“ geschrieben hat.*

Tages-Anzeiger, 19.10.2010

## „Wer Mundart schreibt, hat nichts begriffen“

**Die Mundart-Debatte führt auf Tagesanzeiger.ch/Newsnetz zu heftigen Reaktionen. Hat Peter von Matt recht, wenn er von einem „Dialektwahn“ spricht? Und ist Hochdeutsch für uns Mutter- oder Fremdsprache? Diskutieren Sie mit.**

- Recht hat Peter von Matt damit, dass wir eine doppelte Muttersprache haben. Beim Umschalten bin ich jedoch nicht einig mit ihm. Es ist nicht Arroganz, mit Deutschen Dialekt zu reden. Wenn ich bei hiesigen Deutschen nicht auf Hochdeutsch umschalte, dann eben gerade darum, weil ich davon ausgehe, dass sie integriert sind. (Hans Müller)
- 5 – Abgesehen vom reisserischen Titel hat Peter von Matt völlig recht. Wenn wir Hochdeutsch als Fremdsprache ansehen, verlieren wir einen Teil unserer Sprachfertigkeit. Zudem kritisiert er mit keinem Wort die Dialekte, sondern lobt sogar deren Vielfalt. (Marko Zahnd)
- 10 – Woher nimmt Peter von Matt die Legitimität, mir vorschreiben zu wollen, wie ich mit anderen Leuten zu sprechen habe? Das ist totale Arroganz und ein Unsinn. Wenn man sich Sorgen machen muss, dann um die Pflege der vielen verschiedenen Dialekte – und nicht um die (Fremd-)Sprachfertigkeit der Schweizer. Für letztere sorgt die Globalisierung von alleine. (Mike Albrecht)
- 15 – Wir stammen doch nicht von den Germanen ab, sondern von den Helvetiern! Warum sollten wir unsere Landessprache verleugnen? (Adolf Kurt Leemann)
- Herr von Matt hat absolut recht. Hochdeutsch ist nun einmal ein weiterer Teil der vielfältigen Sprachen unseres Landes. Jeder Deutschschweizer beherrscht Hochdeutsch und sollte es auch verwenden. Alles andere ist provinziell und unanständig. (Moritz Kaufmann)
- 20 – Ich bin Deutscher und finde es höchst sympathisch, wenn Schweizer Schwyzerdütsch mit mir reden. Wenn einer auf Hochdeutsch umstellt, zeigt er mir doch, dass er meinem Schwyzerdütsch anhört, dass ich es nicht von Kind auf gesprochen habe und es nicht gut genug findet. Wenn er dagegen Dialekt spricht, fühle ich mich viel eher seinesgleichen und angenommen. (E. Juntke)
- 25 – Wer Schweizerdeutsch für eine eigene und Hochdeutsch für eine Fremdsprache hält, hat manches nicht verstanden – das ist meines Erachtens sprachgewordenes Sonderfall- und Inseldenken in Reinform. Wer dann noch meint, Mundart schreiben zu müssen, hat noch viel weniger begriffen. Die Verschriftlichung ist der Mundart geradezu wesensfremd – und nein, eine Dialekt-Orthographie gibts nicht! (Laurens van Rooijen)
- 30 – Es ist doch ganz einfach: Wenn Sie wollen, dass Ihr Gegenüber Sie versteht, dann wählen Sie eine gemeinsame Sprache. Wenn es Ihnen egal ist, ob der andere etwas versteht, dann können Sie sprechen, wie sie wollen. Es ist immer wieder herzerwärmend, wie die Sprachkompetenz steigt, wenn gegenüber grad die Frau / der Mann / der Job des Lebens sitzt – und nur Hochdeutsch versteht. (Oliver Fritz)

Tages-Anzeiger, 19.10.2010

## **Mundart Der Dialekt als Sprache des Herzens?**

**TA vom 16. Oktober**

Kulturgeschichtliche Identität. Schlimme Dialektwörter fallen einem ein, wenn man den Versuch der Marginalisierung der Deutschschweizer Dialekte durch Peter von Matt bis zum Schluss liest. „Analphabeten“, „Wahn“, „ungehobelt“, „bäurisch“, „arrogant“, „Blödsinn“ sind einige Attribute, denen sich der Leser aussetzen musste. Dabei zeigen die Dialekte erst  
5 die Vielfalt unseres Landes auf, seine Flexibilität und Kulturvielfalt, die noch lange nicht zu ihrem Ende gekommen ist. Diese höhere Ebene unserer Ausdrucksvielfalt und unseres kulturellen Wohlbefindens scheint diesem Germanisten offensichtlich verschlossen zu sein. Dabei ist dieses Phänomen überhaupt nicht auf die Deutschschweiz beschränkt wie behauptet. Viele Idiome der französischen Sprache wurden nicht von der Académie française  
10 abgesegnet, unzählige Patois im Wallis und im Tessin und die Wiedergeburt der wunderbaren romanischen Dialekte zeugen davon. Selbst Johann Jakob Bodmer, ein Zürcher Philologe des 18. Jahrhunderts, der sich mit Erfolg um die deutsche Literaturgeschichte kümmerte, stellte die Dialekte nicht infrage. Das „Hochdeutsch“ war auch damals lediglich ein gemeinsam verwendeter deutscher Dialekt, damit man untereinander eine gemeinsame sprachliche Basis  
15 hatte und immer noch hat. Diesen zusätzlichen Aufwand nehmen wir auch heute gerne auf uns, kultivieren aber mit Überzeugung unsere vielfältigen gesprochenen Dialekte, um damit unsere sprachliche und kulturgeschichtliche Identität zu bewahren. Stephan Amacker, Neftenbach Dialekt ist nicht Muttersprache. Mundart ist Heimat? Ja, aber selten die Muttersprache. Einige der Leserbriefschreibenden haben Peter von Matt gründlich  
20 missverstanden. Herr von Matt ist nicht gegen das Sprechen und Leben von Dialekten („Wenn zwei Schweizer miteinander plaudern, tun sie dies im Dialekt. Das ist gut so und richtig.“). Er kritisiert lediglich die Hochstilisierung des Dialekts zur einzigen Muttersprache und damit zur Abwertung des Schrift- oder des Hochdeutschen. Meine eigene Mundart ist schwäbisch, die meines Mannes québécois (je nach Ort mit einfachem Schulfranzösisch kaum  
25 zu verstehen). Auch wir bekommen Heimatgefühle, wenn wir uns mit Familienmitgliedern oder Freunden im jeweiligen Dialekt unterhalten können, und auch wir müssen innerlich „umstellen“, wenn wir uns mit jemandem aus Niedersachsen oder aus Zentralfrankreich unterhalten. Korrekte Grammatik mussten auch wir erst in der Schule lernen. Aber dennoch sind unsere Muttersprachen Deutsch und Französisch, und es käme uns nicht in den Sinn,  
30 diese Sprachen als „kalt und fremd“ zu bezeichnen. Wir lesen unseren Kindern Geschichten in der jeweiligen Muttersprache vor, werden aber deswegen nie unseren jeweiligen Dialekt verlieren. (Susanne Vogelgsang, Buchs)

Tages-Anzeiger, 20.10.2010

## „Bei Immigranten benutze ich nach einer ‚Inkubationszeit‘ Mundart“

**Erleben wir einen „Dialektwahn“? Was ist unsere Muttersprache? Professorin Helen Christen, „Idiotikon“-Herausgeberin und Germanistin, sieht vor allem eine Tendenz zum Informellen. Interview von Philippe Zweifel**

*Frau Christen, die Mundart-Debatte lässt kaum jemanden kalt. Sie erhitzt die Gemüter von Schriftsteller und Stammtischler gleichermassen. Warum?*

5 Weil es eine wichtige Debatte ist. Die Sprache ist die Brücke zum Gegenüber. Sie gehört mit zum ersten, was man an einem Unbekannten wahrnimmt. Alle brauchen Sprache, alle nehmen sprachliche Unterschiede wahr, und wo Unterschiede sind, kommen auch Meinungen und Bewertungen ins Spiel. Wobei die Diskussion um den Stellenwert von Dialekt und Hochdeutsch wellenartig stattfindet. Vor ein paar Jahren war das schlechte Abschneiden an der Pisa-Studie der Auslöser. Jetzt dürfte die Zuwanderung aus Deutschland der Grund sein.

10 *Man könnte auch sagen, Herr von Matt hat die Debatte losgetreten, als er einen „Dialektwahn“ konstatierte.*

15 Er hat wohl mit einem gewissen Unbehagen festgestellt, dass der Dialekt in neuen Bereichen der Schriftlichkeit Fuss gefasst hat. In der Mündlichkeit war der Dialekt ja schon immer dominant, man hat in der Schweiz nie Hochdeutsch miteinander gesprochen, in keiner sozialen Gruppe. Doch in der informellen Schriftlichkeit hält die Mundart Einzug, sie taucht in E-Mail, SMS oder auf Facebook auf. Benutzer solcher Medien wollen spontan und nahe an der Mündlichkeit sein. Und dafür ist in der Deutschschweiz der Dialekt für sie das geeignete Mittel, in Deutschland wird zum gleichen Zweck „haste“ (hast du) oder „nix“ (nichts) geschrieben.

*Hat das eine Verkümmern des Hochdeutschen zur Folge?*

20 Wer bei solchen neuen Schrifthanlässen Dialekt schreibt, weiss genau, dass ihm oder ihr in dieser Sprachform beispielsweise keine Quittung ausgestellt wird. Man will auch keine Aufsätze auf Mundart schreiben oder Zeitungen in Mundart gedruckt sehen. Es wird immer Leute geben, die sehr gut Hochdeutsch beherrschen und solche, die darin weniger gewandt sind. Das war auch früher so. Neu ist, dass man sich heute die Freiheit herausnimmt, eine SMS auf Schweizerdeutsch zu verfassen. Die alte Klage „früher war es besser“ greift zu kurz.  
25 Richtig ist wohl: Mehr Menschen schreiben häufiger – aber halt nicht nur auf Hochdeutsch.

*Zeigt sich hier ein Generationen-Graben?*

30 Die ältere Generation verbindet Schriftlichkeit zu allererst mit Hochdeutsch, und man hätte früher wohl gar nicht gewagt, sich über diese Konvention hinwegzusetzen und sich auf das Glatteis des Dialektschreibens zu begeben. Das Fehlen einer verbindlichen Orthographie kann ja, wenn man sein Leben lang Hochdeutsch geschrieben hat, verunsichern. Jüngere wachsen bereits in einer Art von Zweischriftigkeit auf: Mails schreiben sie im Dialekt, Bewerbungsbriefe in Hochdeutsch.

35 *Wann ist Dialekt angebracht, und wann Hochdeutsch?*

Zuerst ist hier zu sagen, dass man Situationen, die früher als formell wahrgenommen wurden, heute eher als informell betrachtet, auch deshalb wird mehr Mundart verwendet. So ist es heute selbstverständlich, dass eine Deutschschweizer Bundesrätin im „Rundschau“-Interview Dialekt spricht. Das hätte man früher vielleicht anders gehalten – wenn sich die  
40 Medienschaffenden überhaupt das Recht herausgenommen hätten, eine Magistratsperson einem Interview auszusetzen. Wir beobachten also möglicherweise keine Mundartwelle, sondern eine Informalitätstendenz. Bei SMS und E-Mails geht es um den persönlichen Austausch zwischen zwei Personen. Welche Sprachform hier die angemessene ist, muss wohl den Beteiligten überlassen werden. Es ist jedenfalls nicht Sache der Sprachwissenschaft,  
45 irgendwelche sprachlichen Verhaltensregeln aufzustellen.

*Man begegnet im Alltag heute häufig Menschen, die nicht Dialekt können. Wie verhalten Sie sich sprachlich?*

Bei Touristen ist es für mich eine Frage des Anstandes, ins Hochdeutsche zu wechseln. Bei Immigranten benutze ich nach einer gewissen „Inkubationszeit“ Mundart. Ich gehe davon aus,  
50 dass die meisten sogar froh darüber sein dürften, weil ich sie auf diese Weise nicht länger wie Fremde behandle. Mundart signalisiert auch Zugehörigkeit. Die von Peter von Matt beanstandete Unanständigkeit konnte ich übrigens in einer eigenen Untersuchung gerade nicht feststellen. In einem Freiburger Forschungsprojekt haben wir das Gesprächsverhalten bei Polizeinotrufen untersucht und festgestellt, dass sich die Polizisten der Sprache des Anrufers anpassen.

55 *Birgt der Mundart-Boom die Gefahr einer kulturellen Provinzialisierung?*

Kulturelle Provinzialität im Umgang mit Sprache scheint mir persönlich dann gegeben, wenn Sprachformen ihre Legitimität einfach deshalb abgesprochen wird, weil sie „nur“ gesprochen werden oder weil sie keine festgeschriebenen Normen haben. Was die Literatur angeht: Es käme doch einem Martin Suter nicht im Traum in den Sinn, einen Roman auf Mundart zu  
60 schreiben. Schon aus ökonomischen Gründen nicht. Für die Literatinnen und Literaten der „Spoken Word“-Szene ist der Dialekt ein besonderes Stilmittel. Ernsthaft fordert jedoch niemand, dass der Dialekt zur Deutschschweizer Schriftsprache werden sollte. Schon deshalb nicht, weil man dann einen bestimmten Dialekt zum Schriftdialekt erküren müsste. Das Hochdeutsche hat sich als Schriftsprache über Jahrhunderte bewährt.

65 *Was halten Sie von der Forderung der SVP nach mehr Mundart – etwa im Kindergarten?*

Das Debattieren über den Stellenwert von Dialekt und Hochdeutsch steht in unterschiedlichen Zeiten unter unterschiedlichen Vorzeichen. In den 1970er-Jahren plädierten die Linken für Dialekt in den Parlamenten - damit alle gleich gut argumentieren könnten. Für die Rechte war diese Forderung ein Angriff auf die Würde politischer Institutionen. Heute verlangt die SVP  
70 nach mehr Dialekt als einem Markenzeichen deutschschweizerischer Identität. Menschen mit Weitblick entgeht nicht, dass es auf der Welt ganz verschiedene und bestens taugliche sprachliche Arrangements gibt, wie Menschen für unterschiedliche Zwecke unterschiedliche Sprachen und Dialekte gebrauchen. Das gilt auch für den Kindergarten, wo man mit den Kindern Mundart spricht und dafür Geschichten auf Deutsch vorliest. Eine prozentuale  
75 Vorgabe Dialekt/Hochsprache erachte ich als absurd.

*Hitzig gestritten wird auch über die Frage, ob Schweizerdeutsch nun eine Sprache oder ein Dialekt ist. Klären Sie uns bitte auf.*

- 80 Ein US-Linguist sagte einmal: Eine Sprache ist ein Dialekt mit einer Armee und einer Marine. Tatsächlich bestimmt eine Sprechergesellschaft selber, ob ihr Dialekt den Rang einer Sprache oder eines Dialekts haben soll. Es gibt kein sprachwissenschaftliches Kriterium, um eine Sprache von einem Dialekt zu unterscheiden. Wer sagt, Schweizerdeutsch sei seine Muttersprache, betont den sprachlichen Unterschied zum Hochdeutschen und den gesellschaftlichen Stellenwert des Dialekts in der Deutschschweiz. Wer sagt, Deutsch sei
- 85 seine Muttersprache, betont dagegen die Zugehörigkeit der Deutschschweiz zum deutschen Sprachraum. Beide haben – aus unterschiedlichen Blickwinkeln – recht.

Tages-Anzeiger, 20.10.2010

## Mein Dialekt ist kein Tumor

*Von Thomas Widmer*

Am Samstag war in dieser Zeitung Peter von Matts Artikel über Schweizer Dialekt zu lesen. Abschätzig spricht der Zürcher Germanist von einer „ungeheuren, durcheinander wogenden sprachlichen Wolkenmasse“. Für von Matt ist Mundart Wörtersuppe. Diffuses Formengewimmel. Als Beispiel führt er die Unzahl von Bezeichnungen für „Ameise“ an:

5 Omeisele, Ambeisse, Umbeisse, Hampeissi, Wurmasle etc.

Zufällig ist just dieser Tage ein „Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz“\* erschienen. Man findet in ihm auch eine Karte zur Verbreitung der „Ameise“-Bezeichnungen. Sie ist ziemlich präzise. Omeisele: äusserster basellandschaftlicher Westen. Ambeisse: Sustenregion. Umbeisse: Fricktal. Hampeissi: nördliches Luzern. Wurmasle: Schaffhausen.

10 Was für ein Widerspruch! Von Matt sieht im Dialekt phonetische Willkür am Werk, redet von einer „Wunderwelt“, die „tausendfach blüht und wuchert“. Doch der Dialekt ist eben kein Gewaber, kein Nebel, kein Tumor. Das zeigt der neue Atlas. Der Dialekt hat Kontur, Textur, Struktur. Er weist im feingekammerten Helvetien jedem Sprecher seinen Ort zu. Er gibt uns allen eine Geschichte. Er macht den Schweizer, die Schweizerin lesbar.

15 Die Atlas-Autoren relativieren im Vorwort auch das oft gehörte Verdikt, die Schweizer Dialekte verflachten zum Nichts hin. Die Deutschschweizer seien zu bewusste Nutzer, um das zuzulassen, wird argumentiert: Nach wie vor sei ihnen daran gelegen, ihre „Herkunft sprachlich auszudrücken“, weswegen sie bei aller Mobilität an mundartlichen Gepflogenheit hartnäckig festhielten.

20 Mit anderen Worten: Der Berner, der Basler, der Urner wollen lokalisierbar sein. Am Dialekt hängt alles andere: Historie, Brauchtum, Kultur, Sagen, Mythen – das ganze Selbstbild.

### Einsam mit dem Dialekt

Natürlich schwächelt der moderne Dialekt stellenweise. So haben Lokalradiomoderatoren, die ihre hochdeutschen Texte in Mundart ablesen, die Zukunftsform eingeschleppt: „D Scorpions werd id scho i bald im Hallestadion spiele.“ Deswegen ist der Dialekt aber kein

25 Infantilgebrabbel, kein Hilfsdeutsch für geistig Arme, kein Medium für Analphabeten, wie von Matt suggeriert, der dem hierzulande unter Druck stehenden Hochdeutschen zudienen will. Man kann über Heidegger auf Haslitiitsch debattieren.

30 Das Problem mit dem Dialekt ist ein anderes: die geografische Begrenzung. Wir Schweizer sind einsam mit unserer Muttersprache. Die Texte der Berner Combo Stiller Has sind genial, bloss strahlen sie nicht weit; ein Hannoveraner versteht so etwas gar nicht: „I han e Moudi, du mir geits nid so guet, i han e Moudi, bitte lue nid so lut, i han e Moudi, das heisst dä Moudi dä het mi.“

35 Dass die Mundart aber grundsätzlich zu vielem taugt, auch zur Literatur, bewies letzte Woche wieder einmal die Radio-DRS-Sendung „Schnabelweid“. Die Schriftstellerin Heidi Gasser aus Lungern las zwei Texte in ihrem kernigen Idiom. Kitschig, retro, dumpf war daran gar nichts; im Gegenteil zündeten Gassers starke Stücke, die von der Gegenwart des Todes im Alltag handelten, in die Abgründe der Ländlichkeit.

40 Dialekt ist für Dumme, ist Bauermalerei der Sprache? Aber nein! Freilich: Wer im Dialekt schreibt, hat dummerweise nur ein Minipublikum.

---

\* Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz. Verlag Huber, Frauenfeld.

**Das Orakel sagt „Urnäsch“**

45 Im Internet gibt es das „Chochichästli-Orakel“. Da wird man gefragt, wie man im eigenen Dialekt „Mond“ sagt. Der Verfasser dieses Artikels, ein von Zürich sprachlich verwirrter Exil-Appenzeller, besinnt sich kurz auf seine Wurzeln und entscheidet sich für „Mo“. Nach einigen weiteren Fragen spuckt das Orakel die Diagnose aus: Urnäsch. Das ist auf zehn Kilometer genau getroffen – nicht übel. Ebenso wenig wie dieses Land ist der Dialekt eine Wolke, in der alles unidentifizierbar durcheinandertreibt. Unsere Dialekte machen Dinge und Menschen kenntlich.

NZZ 29.11.2023

## «Mit öisne Nochbere uf dr andere Siite vom Röschtigrabe rede chönne» – ein Postulat im Waadtländer Parlament fordert Schweizerdeutsch in der Schule

**Der Waadtländer Bildungsdirektor ist dagegen und zeigt wenig Elan, das Postulat wohlwollend zu prüfen. Doch bemerkenswert ist es ohnehin aus einem anderen Grund.**  
*Von Matthias Venetz*

Abends beim Bier seien ihm Dialekte sympathisch, sagte der Mitte-Fraktionschef Philipp Matthias Bregy an einer Sondersession des Parlaments im vergangenen Mai. Für seriöse Arbeit in einem mehrsprachigen Parlament seien sie hingegen hinderlich. Mit diesem Votum reagierte Bregy auf eine Motion, die Dialekte im Parlament zulassen wollte und deutlich abgelehnt wurde. Bregy zeigte Verständnis für Ticinesi und Romands und argumentierte mit gegenseitiger Verständlichkeit.

Diese Woche hat nun das Waadtländer Parlament einem Postulat zugestimmt, das Schweizerdeutsch-Unterricht in den Schulen einführen will. Den Waadtländern geht es um dasselbe wie Bregy: Verständnis für die andere Sprachgruppe. Doch sie gehen weiter und wollen den Röstigraben überqueren.

Der Grosse Rat der Waadt stimmte dem Postulat mit 71 Ja-Stimmen gegen 67 Nein-Stimmen bei 7 Enthaltungen zu. Das Postulat beauftragt den Staatsrat, innerhalb eines Jahres eine Strategie zu erarbeiten. Sie soll zeigen, wie Schweizerdeutsch als Pflicht- oder Wahlfach in der Schule eingeführt werden kann. Vorangegangen ist der Abstimmung eine lebhaftige Debatte.

### Niemand in der Schweiz plaudert unverbindlich über Goethe

In Montreux, Nyon und Lausanne lernen Schülerinnen und Schüler die deutsche Grammatik, lesen Klassiker der deutschen Literatur und lernen den deutschen Wortschatz. Fahren sie dann in die Deutschschweiz und finden sich in einer Runde mit ihren Landsleuten wieder, hilft ihnen das allerdings wenig.

Die Leute in einer solchen Runde sprechen anders als die Stimme in der Hörverständnisübung, und vor allem reden sie über andere Themen als die Lehrer im Deutschunterricht. Oder wie das Postulat es formulierte: «Dr Goethe zitiere isch wichtig, aber s'isch genauso wichtig, mit öisne Nochbere uf dr andere Siite vom Röschtigrabe rede zchönne.»

In diese Richtung argumentierte der Initiant des Postulats, der grüne Grossrat David Raedler. Er selbst war als Gymnasiast im Rahmen eines Sprachaustausches in St. Gallen. Als Student zog er zum Ende seines Bachelors nach Bern und studierte auf Deutsch. Mit Erfolg, Raedler verstand und bestand. Weniger erfolgreich verlief allerdings seine Integration ins Sozialleben. Er fühlte sich ausgeschlossen. Weil er Hochdeutsch verstand, Schweizerdeutsch aber nicht.

Der Waadtländer Bildungsdirektor Frédéric Borloz wehrte sich vergebens gegen Raedlers Postulat. Er wies auf den dichten Lehrplan hin, darauf, dass man einen Dialekt am besten bei einem Sprachaufenthalt lerne. Das Angebot dafür hat der Kanton Waadt kontinuierlich ausgebaut. Und weiter sagte Borloz, wenn er mit seinen Söhnen durch die Schweiz gereist sei, habe er nie Verständigungsprobleme gehabt. Auch ohne Dialektkenntnisse.

Beide Seiten argumentierten vor allem mit Anekdoten. Vielleicht, weil sich ein Wert wie Mehrsprachigkeit und der Grad an Austausch zwischen den Sprachregionen schwer messen

lassen. Möglicherweise aber auch, weil es hier um eine Mentalitätsfrage geht, die sich allmählich verändert.

### **Der «bilinguisme» war bisher etwas für die 1.-August-Rede**

40 Bisher galt: Für viele Deutschschweizer war es ein Gemeinplatz, sich über die angebliche Laissez-faire-Mentalität in der Westschweiz zu mokieren. Höhepunkt eines welschen Arbeitstages: das ausgedehnte Mittagessen. In der Romandie hingegen hiess es vielerorts, die Deutschschweizer seien alle Bünzlis. Als kulturelles Abendprogramm reiche ihnen der «Donnschtig-Jass».

45 Einig waren sich beide Seiten meist nur darin, dass die jeweils andere sich zu wenig bemüht, die Sprache des Nachbarn zu erlernen.

All diese Klischees mögen plump sein. Sie sind vor allem aber langlebig. Und das ist nur möglich, weil der Austausch zu oft nur auf dem Papier stattfand. Oder Rednerinnen und Redner die Mehrsprachigkeit in der Einleitung zu ihrer 1.-August-Rede etwas holprig beschworen.

50 Das zog auch in der Politik. Bei eidgenössischen Abstimmungen bemühte die Politik den Röstigraben immer wieder, um das Abschneiden einer Vorlage zu rechtfertigen. Dabei stilisierte sie den Graben teilweise zur Schlucht. Das beste Beispiel war das Ja der Westschweizer Kantone zum EWR. Oder die Annahme der Masseneinwanderungsinitiative 2014. Danach sagte Christoph Blocher, die Ablehnung in der Romandie sei einfach zu erklären.

55 Das Bewusstsein für die Schweiz sei hier schon immer schwächer gewesen.

Viele Politologen sehen das anders. Sie sagen, der Röstigraben erodiere, stattdessen verstärke sich der Gegensatz zwischen Stadt und Land. Das besagt auch eine Studie der EPFL aus dem Jahr 2016, und das zeigen die vergangenen Wahlen: Deutschschweizer und Romands wählen ähnlich.

### **60 Die Waadt erhebt das Schweizerdeutsche zum Kulturgut**

In dieser Hinsicht ist das Postulat Teil eines Trends. Zweisprachige Kantone wie Freiburg oder das Wallis bieten schon seit Jahren Immersionsklassen an, also Klassen, die aus deutsch- und französischsprachigen Mittelschülern bestehen. Der Unterricht findet in diesen Klassen abwechselnd in beiden Sprachen statt.

65 Der Kanton Genf hat zudem bereits vor zehn Jahren Schweizerdeutsch als Schulfach für Jugendliche, die in der Sekundarschule die Richtung moderne Sprachen gewählt haben, eingeführt. Dabei ging es weniger um das Erlernen der Dialekte als um den Abbau von negativen Stereotypen und Abwehrhaltungen gegen alles, was aus der Deutschschweiz kommt. Hinzu kommen Kurse für Schweizerdeutsch an der Universität Lausanne und Klubschulen der Migros.

70 Geht es nach dem zuständigen Bildungsdirektor, hat der Trend hier jedoch ein Ende. Er hat bereits signalisiert, dass er wenig Interesse daran hat, ernsthaft Schweizerdeutsch-Kurse für die Schule zu prüfen.

75 Bemerkenswert am Postulat Raedlers ist weniger der Effekt, den es auf die Mehrsprachigkeit im Land haben dürfte. Vielmehr verdient die Aufwertung der Dialekte in der Romandie Aufmerksamkeit. Das Schweizerdeutsche wird im Postulat als vollwertige Variante des Deutschen und nicht, wie früher durch Deutschschweizer immer wieder beklagt, als verkümmerte Abweichung gesehen. Der Sprache Goethes stellt es am Ende des Textes gleichberechtigt die Muttersprache Dürrenmatts zur Seite.

NZZ 27.12.2023

*Kommentar*

## **Schweizerdeutsch in welschen Schulen ist eine denkbar schlechte Idee. Geht besser in den Sprachtausch!**

**Es ist ein Armutszeugnis, dass das Potenzial der vielsprachigen Schweiz nicht stärker genutzt wird. Das Problem beginnt bei überforderten Lehrpersonen. Zürich und Waadt beschreiten vielversprechende Wege. Von Antonio Fumagalli, Lausanne**

5 Ein junger Zürcher und eine junge Neuenburgerin sitzen beim Weihnachtsessen ihres Unternehmens nebeneinander, sie kennen sich nicht. In welcher Sprache unterhalten sie sich? Mit einiger Sicherheit: auf Englisch.

Für ein Land wie die Schweiz ist das ein Armutszeugnis. Berechtigerweise ist sie auf wenig stolz wie die Tatsache, dass sie es zu überdurchschnittlichem Wohlstand, anhaltendem Frieden und politischer Stabilität gebracht hat – trotz allen kulturellen und sprachlichen Differenzen.

10 Es ist nicht so, dass die beiden Weihnachtsessen-Nachbarn sich gar nicht in der Muttersprache des andern unterhalten könnten. Aber sie beherrschen sie nicht gut genug, um sich darin wohlfühlen. Und weil Englisch für beide eine erlernte Fremdsprache ist, grämen sie sich so weniger. Die Drittsprache wird zum guteidgenössischen Kompromiss.

15 Dass die Kenntnisse der jeweils anderen grossen Landessprache mangelhaft sind, liegt auch an der Qualität des Schulunterrichts. In den Gymnasien gibt es Verbesserungspotenzial, die grossen Lücken herrschen jedoch in den Volksschulen. Wer hierzulande je die Schulbank gedrückt hat oder Kinder hat, weiss, dass die Lehrerinnen und Lehrer oftmals selbst der Fremdsprache kaum mächtig sind. Wie soll man sie dann gut vermitteln, geschweige denn die Kinder dafür motivieren können?

20 Romands tun sich mit Deutsch noch schwerer als Deutschschweizer mit dem Französischen. Das hat praktische wie psychologische Gründe: Die Westschweiz ist ein heterogenes Gebilde, aber was sie verbindet, ist eine gewisse Hassliebe zu allem Alemannischen. Schnell fühlt man sich von der Bevölkerungsmehrheit vergessen, ja benachteiligt. Die Lust, des «Dominators» Sprache zu erlernen, ist zuweilen allein schon aus diesem Minderwertigkeitskomplex heraus gering.

25 Bedeutsamer dürfte der Faktor Alltag sein. Unzählige Stunden mühen sich die jungen Romands mit der Sprache Goethes ab – um dann beim ersten Sprung über den Röstigraben festzustellen, dass diese dort ja gar nicht gesprochen wird. Natürlich können Deutschschweizer auf Hochdeutsch wechseln, aber sobald in der Kaffeepause dann wieder der Dialekt dominiert, sind die Welschen abgehängt.

30 **«Une fausse bonne idée»**

35 Das Waadtländer Kantonsparlament erachtet es deswegen als gute Idee, in den Schulen Schweizerdeutsch einzuführen. Eine Mitte-links-Mehrheit stimmte Ende November einem entsprechenden Postulat der Grünen zu. Zwar ist der grösste Kanton der Westschweiz noch weit davon entfernt, tatsächlich ein neues Schulfach einzuführen. Aber ein erster Pflock ist nun einmal eingeschlagen.

Es ist zu hoffen, dass dieser nicht allzu solid sein wird. Denn Schweizerdeutschunterricht an den Schulen ist für ein reales Problem eine denkbar schlechte Lösung. Oder wie Welsche zu

sagen pflegen: «une fausse bonne idée». Erst recht, weil sämtliche Waadtländer Schulen und Ausbildungszentren im Visier der Parlamentsmehrheit sind.

40 Man stelle sich den logistischen Aufwand vor, um geeignetes Personal zu finden. Nur weil eine Lehrerin (halbwegs) Deutsch spricht, heisst dies noch lange nicht, dass sie auch Mundart beherrscht. Einen qualitativ genügenden Unterricht zu gewährleisten, würde im ohnehin schon chronisch ausgabefreudigen Kanton Unsummen verschlingen.

45 Hinzu kommt: Welcher Dialekt darf es denn sein? Wallisertitsch ist nicht Baseldytsch ist nicht Züritütsch. Eine Standardversion gibt es nicht, eine Grammatik auch nicht. Viel Glück den bemitleidenswerten Waadtländer Kindern.

### Der Kitt der Willensnation

Die Prämisse der Parlamentarier ist hingegen korrekt: Dass das Potenzial der vielsprachigen Schweiz nicht besser ausgenutzt wird, ist trist. Wir, das Land ohne Bodenschätze, verfügen hier  
50 über einen Reichtum, der deutlich stärker als heute geschürft werden sollte – und zwar aus ökonomischer wie nationaler Sicht.

Die Willensnation Schweiz wird nicht, wie die meisten anderen Länder, von einer einheitlichen Sprache und Kultur oder – vor allem früher – einer gemeinsamen Religion zusammengehalten. Vielmehr dienen Werte wie Föderalismus, direkte Demokratie oder die Unabhängigkeit als  
55 Kitt.

Diese Kohäsion ist glücklicherweise nicht ernsthaft bedroht. Aber die Gefahr besteht, dass sich die Landesteile entfremden. In echten Krisenzeiten kann dies verhängnisvoll sein, wie sich am stärksten während des Ersten Weltkriegs zeigte. Kein anderes Ereignis zuvor und danach hat die Sprachregionen derart gegeneinander aufgewiegelt.

### 60 Politiker hadern mit Englisch

Davon sind wir weit entfernt. Aber auch im normalen Politalltag hilft das – durchaus wörtlich gemeinte – Verständnis des anderen, Verteilkämpfe um Bundesgelder zu besänftigen. Würden Romands häufiger im Zug zwischen Winterthur und St. Gallen tuckern, kritisierten sie vielleicht nicht mit der gleichen Schärfe die angebliche Unterfinanzierung des Westschweizer  
65 Schienennetzes.

Der Wert solcher Befindlichkeiten ist schwer zu messen. Handfest hingegen sind die ökonomischen Fakten: Wer mehr Sprachen spricht, hat bessere Karrierechancen und verdient ganz einfach mehr. Dies ergibt unter anderem eine Studie der Universität Genf. So haben Deutschschweizer, die über gute Französischkenntnisse verfügen, durchschnittlich 15 Prozent  
70 mehr Lohn als die Kollegen ohne. Für Romands beträgt der «Bonus» gar 23 Prozent.

Auch für eine Schweizer Politkarriere sind gute Sprachkenntnisse hilfreich. Es ist kein Zufall, dass sich sämtliche Bundesräte – mit Ausnahme von Guy Parmelin vielleicht – frei, wenn auch nicht akzentfrei in mindestens einer anderen Landessprache unterhalten können. Gleiches gilt für die Parteipräsidenten. Bekundet das Berner Spitzenpersonal Mühe, haben eher anglofone  
75 Ohren zu leiden («I can English understand»).

Kurz: Gegen solide Fremdsprachenkenntnisse spricht nichts – aber der Status quo zeigt, dass es viel Optimierungspotenzial gibt. Der Unterricht an den Schulen ist verbesserungswürdig, und neue Initiativen à la Schweizerdeutschlektionen sind wenig durchdacht. Schlimmer noch: Sie binden Geld und Ressourcen, die sinnvoller eingesetzt werden können.

80 **Schweizer Privileg**

Denn Alternativen dazu gibt es durchaus. Der Losungssatz heisst: Tauscht euch aus! Wer in einer anderen Region schon einmal mehr als nur die Ferien verbracht hat, weiss: Auf keine Weise lässt sich das Parlieren so leicht verbessern wie im Kontext des jeweiligen Sprachraums. Und macht es nicht deutlich mehr Spass, mit der Genfer Schulkameradin um die Häuser zu ziehen, als sich zu Hause mit dem Grammatikbuch abzumühen? Gerade Jugendliche erwerben bei einem Aufenthalt in der Fremde immer auch Sozialkompetenzen, die sie später beruflich wie privat nutzen können.

Die beiden Grosskantone Zürich und Waadt haben erst kürzlich eine Kooperationserklärung unterschrieben, die zur Absicht hat, dass die Kinder und Jugendlichen während ihrer Schulzeit mindestens einmal an einem Austausch teilnehmen. Auch der derzeit in der Vernehmlassung befindliche neue «Rahmenlehrplan für die Maturitätsschulen» setzt sich das gleiche Ziel. Mitte November fand die erste nationale Austauschwoche statt.

Das sind alles lobenswerte Initiativen, aber die Zahlen der nationalen Agentur zur Förderung von Austausch und Mobilität im Bildungssystem (Movetia) beweisen, dass das Privileg der kleinräumigen Schweiz noch zu zögerlich ausgenutzt wird. Zu häufig scheitern die politischen Bekenntnisse an der praktischen Umsetzung.

Es hapert an einigem: Französisch geniesst in der Deutschschweiz wenig Ansehen (wie auch Deutsch in der Romandie) – die «coole» und relevante Sprache, beeinflusst von Wirtschaft und Populärkultur, ist Englisch. Hätten die Volksschullehrer auch auf Französisch mehr als ein paar Vokabeln drauf, würde «la langue de Molière» von ihrem Mief verlieren. Am dringendsten einen Austausch nötig hätten die Pädagogen.

**Zu viel Formalismus**

Als schwierig erweist sich auch die Suche nach Gastfamilien. Wer selbst in einer beengten Stadtwohnung lebt, quartiert kaum noch einen 16-jährigen Genfer auf dem Sofa ein. Eins-zu-eins-Austausche könnten das Problem lindern. Nicht zuletzt zeigen sich gerade Westschweizer Schulen manchmal gar formalistisch bei der Anerkennung der Leistungen, die ein Schüler ennet des Röstigrabens erbracht hat.

Kurz: Es gibt punkto Sprachaustauschen Luft nach oben, auch ohne dass ein unsinniges und unrealistisches Obligatorium eingeführt wird. Einen aufgeblähten Bürokratie-Apparat braucht es deswegen nicht: Ansätze wie die Vermittlungsplattform Swilingua zeigen, wie das Eintauchen in eine andere Welt auf niederschwellige und eigenverantwortliche Weise organisiert werden kann.

Mit mehr Flexibilität, Pragmatismus und besseren Vorbildern kann die Zahl der Austausche gesteigert werden. Mit jedem Klassenkollegen, der an Erfahrungen reicher aus einem anderen Landesteil heimkehrt, fallen die Hemmschwellen. Da muss man den Jugendlichen nicht einmal mit dem höheren Salär kommen, das sie vielleicht dereinst als Lohn für den Schritt ins Unbekannte werden abholen können.

Tages-Anzeiger 13.7.2023

## Analyse Verhältnis Mundart–Hochsprache: Der wahre Sonderfall: Schweizerdeutsch

### Die sprachlichen Verhältnisse in der Schweiz sind einzigartig in Europa. Der Grund: Ein seltsames Phänomen namens Diglossie. *Von Sandro Benini*

Die schweizerdeutschen Wörter Summervogel und Pffolter liegen im Sterben, denn spätestens 2060 wird sich «Schmätterling» wahrscheinlich flächendeckend ausgebreitet haben. Bis das «Kanapee» nur noch Sofa heisst, könnte es hingegen einige Jahrzehnte länger dauern. Das sind Resultate einer interaktiven Grafik über den vergangenen und künftigen Gebrauch bestimmter Dialektwörter. Erstellt haben die Prognosen Adrian Leemann, Germanistikprofessor an der Universität Bern, und sein Team.

Leemann sagt, die Datenmodellierung stelle auf spielerische Weise dar, was «absolut normal» sei: dass sich eine Sprache im Laufe der Zeit verändere, dass bestimmte Wörter verschwänden, andere häufiger würden und neue entstünden.

#### 10 Die Diglossie, ein kultureller Sonderfall

Aussergewöhnlich ist, auf welch grosses Interesse in der Deutschschweiz Artikel zum Thema Schweizerdeutsch und interaktive Grafiken wie jene von Leemann stossen, wie intensiv über Schönheit und angebliche Hässlichkeit einzelner Mundarten debattiert und das Verhältnis zwischen Hochsprache und Dialekt erörtert wird.

15 Der Grund dafür ist ein Phänomen, das in Europa in diesem Ausmass einzigartig ist. In der Linguistik heisst es Diglossie oder funktionale Zweisprachigkeit. Neben den historisch-politischen Sonderfällen – der bewaffneten Neutralität, der direkten Demokratie und der EU-Nichtmitgliedschaft – ist die Diglossie der grosse kulturelle Sonderfall, zumindest in der Deutschschweiz. Leemanns interaktive Grafik ist eine gute Gelegenheit, sich dessen wieder einmal bewusst zu werden.

20 Schweizerdeutsch wird grundsätzlich von allen gesprochen, die in der Deutschschweiz aufgewachsen sind. Ob eine Person Dialekt spricht oder nicht, sagt nichts über ihre sozioökonomische Situation oder ihre Bildung aus – Letztere schlägt sich vielleicht in Wortwahl, Grammatik oder Inhalt nieder, aber nicht im Gebrauch der Mundart. Es ist hierzulande undenkbar, dass zwei Einheimische während eines privaten Gesprächs eben mal ins Hochdeutsche wechseln und wieder zurück. Sofern sie höflich sind, tun sie es hingegen, wenn sich jemand hinzusetzt, der kein Schweizerdeutsch spricht.

25 Diglossie ist eine besondere Form der Zweisprachigkeit. Sie bedeutet, dass einzig die konkrete Situation über den Gebrauch von Mundart oder Hochsprache entscheidet: geschrieben oder mündlich, Schulstunde oder Pause, «Tagesschau» oder «Arena», Parlamentsdebatte oder Streit zwischen Nachbarn, Predigt oder seelsorgerisches Gespräch unter vier Augen.

30 Im übrigen Europa gilt hingegen mehr oder weniger: Dialekte werden immer seltener gesprochen, und wenn, dann vorwiegend von älteren, auf dem Land lebenden Personen mit geringerer Schulbildung. Oder die Mundarten sind bereits verschwunden. Christoph Landolt, der Chefredaktor des «Schweizerischen Idiotikons» – des grossen, altherwürdigen Wörterbuchs der schweizerdeutschen Sprache –, sagt im Gespräch mit dieser Redaktion: «Ausserhalb der Deutschschweiz werden Dialekte gegenüber der Hochsprache zumeist als minderwertig betrachtet.» Wer sie spricht, gilt als ungebildet.

### Auch in Deutschland verschwinden die Dialekte

40 Im Tessin und in Norditalien, erläutert Landolt, sprechen die Jungen kaum mehr Dialekt, in Frankreich und im Welschland seien die Dialekte so gut wie verschwunden, in Belgien (mit Ausnahme Westflanderns), den Niederlanden und in Ostnorwegen seien sie auf dem Rückzug. Und in Dänemark, Schweden, England und Schottland am Aussterben, mit Ausnahme der Orkney- und der Shetlandinseln.

45 Auch in Deutschland sprechen laut Landolt sehr viele Leute keinen Dialekt mehr. Was viele Deutsche als Dialekte bezeichnen, seien in Wahrheit oft Regiolekte. «Ein Regiolekt ist zwar dialektal gefärbt, basiert aber auf der Standardsprache und setzt nicht einen Dialekt fort, der sich seit dem Mittelalter autonom entwickelt hat», sagt Landolt.

50 Die Diglossie, wie sie in der Schweiz herrscht, galt im 19. und im frühen 20. Jahrhundert auch für das übrige Europa. «Das Besondere an der schweizerischen Situation ist, dass es diese Aufteilung hierzulande immer noch gibt», sagt Landolt. Die entscheidende Frage ist: Warum ist das so? Warum hat in der Schweiz eine linguistische Zweiteilung überlebt, wie sie heute in Europa einzigartig und auch weltweit selten ist?

### Spannungen zwischen Mundart und Schriftdeutsch

55 Dieses Thema greifen die Sprachwissenschaftler Emanuel Ruoss und Juliane Schröter in ihrem hervorragenden Buch «Schweizerdeutsch. Sprache und Identität von 1800 bis heute» auf – hervorragend, weil das Werk umfassend und kenntnisreich, aber auch in einer für Nicht-Fachleute verständlichen Sprache geschrieben ist.

60 Ruoss und Schröter schildern die Spannung zwischen Mundart und Schrift- oder Standarddeutsch, die sich über mehr als zwei Jahrhunderte erstreckt und bis heute besteht. Laut den beiden Fachleuten macht sie sich ab 1800 besonders deutlich bemerkbar, weil zu jener Zeit die Ausbildung einer überregional mehr oder weniger einheitlichen deutschen Schriftsprache abgeschlossen ist.

65 Der Grund, weshalb sich in der Deutschschweiz die Dialekte und demzufolge auch die Diglossie halten konnten, liegt letztlich in ihrer identitätsstiftenden Wirkung. Es setzte sich, so erläutern es Schröter und Ruoss, «die Ansicht durch, dass die schweizerdeutschen Mundarten erhaltenswert seien – und zwar auch und gerade weil sie in besonderer Weise den Schweizer Charakter ausdrückten und prägten und folglich ein Symbol der Schweiz seien.»

70 Dennoch gab es immer wieder einzelne Exponenten oder sprachpolitische Strömungen, welche die Schweizer Dialekte gering schätzten. Sie seien bäurisch und ungehobelt, sie erschwerten klares und logisches Denken. Schweizerdeutsch sei eine Art degeneriertes Hochdeutsch, hiess es vor allem Ende des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts – was sprachgeschichtlich völlig falsch ist. Die Mundart isoliere die hiesige Bevölkerung von der hochstehenden Literatur-, Kultur-, ja Weltsprache, die jenseits der nördlichen Landesgrenze geschrieben und gesprochen werde.

### Wie veredelt man Schweizerdeutsch?

80 Als bedeutenden Schweizerdeutsch-Gegner nennt Ruoss etwa den Aargauer Arzt Albrecht Rengger (1764–1835), der als Innenminister der von Napoleon geschaffenen Helvetischen Republik auch politisch einflussreich war. Eine gebildete Sprache sei «ein wesentliches Beförderungsmittel, eine rohe Sprache hingegen ein mächtiges Hindernis der Geisteskultur», behauptete Rengger und meinte mit «roher Sprache» natürlich Schweizerdeutsch. Deshalb solle zumindest das städtische Bürgertum dem Dialekt abschwören und nur noch Hochdeutsch sprechen. Andere Autoren forderten – an solchen Debatten beteiligten sich fast ausschliesslich

85 Männer aus der Bildungselite –, Schweizerdeutsch zu «veredeln», indem man seinen Wortschatz und seine Aussprache dem Hochdeutschen annähert.

90 Eine Gegenbewegung zu solchen Bestrebungen setzte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein. Sie idealisierte Dialekte als besonders urtümlich-authentische Ausprägung des schweizerischen Volkscharakters und warnte, die Mundarten könnten diese Eigenschaft verlieren, wenn man allzu viele Wörter aus dem Schriftdeutschen übernehme – Befürchtungen, wie sie auch heute gelegentlich noch kursieren. Als eines von vielen Beispielen zitiert Ruoss eine Schulgrammatik aus dem Jahre 1853, in der es heisst: «Wer einen Dialect spricht, der spreche ihn rein und suche ihn nicht etwa durch Wort- und Redeformen der Schriftsprache zu verbessern, denn dadurch würde er in der That ein verdorbenes Deutsch.»

95 Bezeichnend für das spannungsvolle Verhältnis zwischen Mundart und Standarddeutsch sind auch periodisch auftretende Befürchtungen, die schweizerdeutschen Dialekte könnten in immer mehr Gesprächssituationen durch die Hochsprache verdrängt werden und schliesslich völlig verschwinden – so, wie es dem Patois in der Westschweiz ergangen ist. «Hat uns nicht die Geschichte unserer und anderer Mundarten bewiesen, dass sich die Schriftsprache mit der Kraft eines Naturgesetzes, wie eine Dampfwalze heranschiebt und alle Sondersprachen zermalmt?», schrieb 1924 der Lehrer und Sprachpfleger August Steiger in einem Essay.

### Dialekte als Opfer der Moderne

105 Gemäss einer weiteren Schreckensvision könnten die Dialekte auch als Opfer der Moderne enden, der beschleunigten Massengesellschaft, des urbanen Kosmopolitismus – all jener Phänomene also, die etwas so Traditionsreiches und Urtümliches wie einen Schweizer Dialekt schlicht wegnivellieren würden. Derartige Befürchtungen liessen besonders ab 1900 eine Mundartliteratur aufblühen, die im Zeichen von Heimatbewegung und Antimoderne stand.

Der Dialektpessimismus hat sich nicht nur aus kulturellen, sondern auch als politischen Gründen als grundfalsch erwiesen. Denn mit der Errichtung des Bundesstaates im Jahre 1848 nahmen die Mundarten auch einen nationalsymbolischen Charakter an.

110 Ein vitales, im ganzen Volk gesprochenes, von der Standardsprache klar unterschiedenes Schweizerdeutsch liess sich im Zuge des preussischen Aufstiegs zur Grossmacht und nach der Gründung des Deutschen Reiches hervorragend als Ausdruck nationaler und kultureller Eigenständigkeit ins Feld führen.

115 Dies galt erst recht während der Nazidiktatur, als laut Juliane Schröter ein «regelrechter Deutschenhass» Bedürfnisse weckte oder verstärkte, «alle Unterschiede gegenüber Deutschland möglichst deutlich zu demonstrieren». Schweizerdeutsch als Waffe der geistigen Landesverteidigung damals und als kollektives sprachliches Distinktionsmerkmal gegenüber einem politisch und wirtschaftlich stärkeren Nachbarn heute.

### Waage neigt sich zugunsten der Mundart

120 Die Wörter Summervogel und Pffolter mögen in dreissig Jahren ausgestorben sein. An der Vitalität der Schweizer Diglossie ändert das nichts. Gegenwärtig neigt sich die Waage sogar zugunsten der Mundart, weil vor allem in Chats und sozialen Medien Schweizerdeutsch immer häufiger als Schriftsprache verwendet wird. Der gewichtige Nachteil der Deutschschweizer Diglossie besteht indessen darin, dass sie als linguistische Hürde zwischen dem deutschen und dem lateinischen Landesteil steht und die Integration nicht deutschsprachiger Zuzügerinnen und Zuzüger erschwert. Aber eine identitätsstiftende Festigung gegen innen ist ohne eine gewisse Abgrenzung gegen aussen schwer zu haben.

Die Popularität, die in jüngerer Zeit etwa von Einwanderern aus dem Balkan geprägte schweizerdeutsche Sprachvarianten errungen haben, beweist immerhin: Das linguistische

- 130 System namens Diglossie ist heute nicht heimattümelnd und rückwärtsgewandt, sondern geprägt von offener Dynamik.

Tages-Anzeiger 22.5.2024

## Verstehen Sie, was «poutzer» bedeutet?

### Die Mundarten in der Romandie und im Tessin serbeln. Doch dafür gibt es bei den Welschen und Tessinerinnen einige Dialekt-Perlen. *Von Sandro Benini*

In der jüngsten Folge unserer Dialektserie werfen wir einen Blick in die lateinische Schweiz, wo sich die linguistische Situation ganz anders präsentiert als in der Deutschschweiz. Im Welschland und im Tessin ist nämlich dasselbe passiert wie in Italien, Frankreich, Deutschland und in fast allen übrigen europäischen Ländern: Die jeweilige Hochsprache wurde zum Idiom  
5 der Gebildeten, der Städterinnen und Städter, der intellektuellen, politischen und ökonomischen Elite, der öffentlichen Verwaltung.

Nach und nach wurden deshalb alltägliche Gespräche, auch Diskussionen am Stamm- oder am Familientisch, in der Hochsprache geführt, die zulasten der Dialekte immer mehr an Prestige und Terrain gewann. Warum diese Entwicklung in der Deutschschweiz ausblieb, haben wir in  
10 einem anderen Teil der Dialektserie erläutert.

### Sind Dialekte rückständig?

Über die dialektale Situation im Tessin haben wir Paolo Ostinelli befragt, den Leiter des Zentrums für Dialektologie und Ethnografie in Bellinzona. Das Gespräch mit dem Historiker, der in einer Dialekt sprechenden Familie aufgewachsen ist und die Tessiner Mundart noch  
15 immer beherrscht, beginnt mit einer Überraschung. Denn Ostinelli erwähnt die Erhebungen des Bundesamts für Statistik aus dem Jahr 2020. Darin geben 25 Prozent der Tessiner Bevölkerung an, zu Hause neben Italienisch auch Dialekt zu sprechen.

Ein Viertel der Bevölkerung – das ist ein viel höherer Wert als in den meisten Regionen Italiens. «Der Tessiner Dialekt ist mehr als ein Nischenphänomen. Es gibt ihn noch», sagt Ostinelli. Bis  
20 zur Hälfte des 20. Jahrhunderts war der Anteil der Dialektsprecherinnen und -sprecher allerdings viel höher. Im Zuge von Urbanisierung, Modernisierung und ökonomischem Aufschwung galten die Tessiner Dialekte als linguistische Zeugen jener bäuerlichen Welt, von der man sich am Verabschieden war. «Dialekt zu sprechen, galt eine Zeit lang als rückständig», sagt Ostinelli. Das habe sich mittlerweile geändert, werde doch heute der Tessiner Dialekt in  
25 seiner funktionalen und auch kulturellen Bedeutung von vielen anerkannt.

Vereinfacht gesagt, führt Ostinelli aus, steige der Anteil der Dialektsprechenden innerhalb des Tessins von Süden nach Norden. «In den Tälern des alpinen Raums hört man häufiger Tessiner Dialekt als in einem urbanen Umfeld wie Lugano.» Ursprünglich hätten sich die Tessiner  
30 Mundarten stark voneinander unterschieden, insbesondere jene südlich des Monte Ceneri (Sottoceneri) von jenen nördlich (Sopraceneri). Doch sei im letzten Jahrhundert ein tendenziell überregionaler Dialekt entstanden, den man im Tessin «dialetto della ferrovia» nenne, Eisenbahndialekt. Dies, weil sich die Mundarten entlang der Bahnlinie Chiasso–Airolo angenähert hätten und sich weiter annähern würden.

Tessiner Mundarten gehören zur lombardischen Dialektfamilie. Für die meisten Sprecherinnen und Sprecher der italienischen Hochsprache sind sie eher schwer verständlich. Was  
35 Aussenstehenden phonetisch am ehesten auffallen dürfte, ist die häufige Verwendung von Umlauten, etwa in Wörtern wie «öf» (Ei), «finöcc» (Fenchel) «incöö» (heute), «scür» (dunkel).

**«Brozzo» und «slozzo»**

40 Bei der Arbeit, in offiziellen Verlautbarungen, bei politischen Debatten, während des Unterrichts und in den Medien wird im Tessin aber Italienisch gesprochen. «Auch regionale Nachrichten, selbst Strasseninterviews mit der Bevölkerung in Lokalmedien, sind fast ausschliesslich auf Italienisch», sagt Ostinelli. Es gibt in der Tessiner Variante des Standarditalienischen Wörter, die aus dem Dialekt stammen, etwa «calla» (Schneepflug), «inzigare» (provizieren), «brozzo» (dreckig) oder «slozzo» (patschnass).

45 Deutlich stärker ist das Tessiner Italienisch allerdings von Lehnübersetzungen aus dem Deutschen oder von Wörtern aus der Verwaltungssprache geprägt: «Cassa malati» (Krankenkasse), «scuola reclute» (Rekrutenschule), «azione» (Rabattaktion), «formulario» (statt «modulo»), «medicamento» (statt «farmaco» oder «medicinale»). «Diese Wörter braucht in Italien kein Mensch, und teilweise versteht man sie dort auch nicht», sagt Ostinelli.

50 Gibt es den markanten Unterschied in Sprechgeschwindigkeit und Geschliffenheit, der zwischen Deutschen und Hochdeutsch sprechenden Schweizerinnen und Schweizern besteht, auch zwischen der Tessiner Variante und italienischen Ausprägungen der Hochsprache? Nein – genau, weil im Unterschied zur Deutschschweiz die Hochsprache im Tessin in allen Bereichen klar dominiert. Jenseits der Grenze sind die Kenntnisse über das Tessin und demzufolge das Bewusstsein für die Eigenheiten des Tessiner Italienisch laut Ostinelli nicht  
55 sehr ausgeprägt. «Es ist schon vorgekommen, dass man mir in Mailand gesagt hat, ich spreche aber gut Italienisch – und ob ich bitte mal etwas auf «Schweizerisch» sagen könnte.»

Deutlich schlechter als den Tessiner geht es den Westschweizer Mundarten. Das französische Wort für Dialekt oder Mundart ist Patois. Einer der grössten Liebhaber und Spezialisten der  
60 Westschweizer Patois ist Raphaël Maître, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Neuenburg. Maître sagt, dass bei der eidgenössischen Volkszählung 1990 lediglich 1,7 Prozent der Westschweizer Bevölkerung angegeben hätten, in ihrem Alltag regelmässig Patois zu sprechen. Zehn Jahre später waren es noch 1,2 Prozent. In absoluten Zahlen entsprach dies 16'000 Personen.

**65 Kaum noch Patois-Sprecher**

Obwohl es seither keine vergleichbare Erhebung mehr gegeben hat, dürfte der Anteil der Patois-Sprecher laut Maître mittlerweile auf unter 1 Prozent gesunken sein. In den Kantonen Waadt, Neuenburg und Genf sind die Mundarten fast vollständig verschwunden, während es im Wallis, in Freiburg und Genf noch Sprecherinnen gibt – aber nicht mehr viele.

70 Auf spezifische Eigenheiten der Westschweizer Dialekte gehen wir nicht ein, sondern begnügen uns mit der Feststellung, dass sie unterschiedliche Zugehörigkeiten haben. Die meisten Patois der Romandie sind Varietäten des Frankoprovenzalischen, diejenigen des Kantons Jura hingegen der Langue d'oïl, zu der auch das Standardfranzösisch gehört. Dies führt laut Maître dazu, dass die Verständnishürden zwischen den verschiedenen Varianten des Patois tendenziell höher sind als zwischen den Deutschschweizer Dialekten. Auch der Unterschied  
75 zum Standardfranzösisch sei beträchtlich.

Maître zufolge ist es möglich, dass die Westschweizer Mundarten irgendwann aussterben werden. Ist Maître, der den Dialekt des Walliser Ortes Evolène ein wenig spricht, mehrere andere Patois versteht und am grossen «Glossaire des patois de la Suisse romande»  
80 (Wörterbuch der Westschweizer Dialekte) mitarbeitet, deswegen traurig? «Ich werde bis an mein Lebensende Patois hören», antwortet Maître, «denn es gibt trotz allem noch Sprecherinnen und Sprecher, die jünger sind als ich. Das zumindest ist ein Trost.»

Wie stark prägen die Mundarten das Standardfranzösisch der Westschweiz? Laut dem Sprachwissenschaftler Mathieu Avanzi, Professor am Zentrum für Dialektologie und regionales

85 Französisch der Universität Neuenburg, sind einzelne Wörter aus lokalen Patois in die jeweiligen lokalen Standardvarianten eingeflossen: «crotchon» (für Brotkuppe im Kanton Waadt und Wallis), «batoiller» (schwätzen), «cayon» (Schwein), «tasson» (Dachs), «cupesse» (Salto, Purzelbaum).

### Welsche sagen «poutzer»

90 Ansonsten unterscheidet sich das in der Westschweiz gesprochene Französisch von jenem in Frankreich etwa durch Wörter aus den Bereichen Politik und Verwaltung: «votation» (Abstimmung, in Frankreich «élection» oder «vote»), «gymnase» (Gymnasium statt «lycée»), «syndic» (statt «maire», Bürgermeister), «auditoire» (Aula statt «amphithéâtre»). Das ist dasselbe Phänomen, das sich auch im Tessiner Italienisch bemerkbar macht. Hingegen ist das

95 Westschweizer Französisch deutlich stärker von Germanismen geprägt, die in Frankreich natürlich niemand versteht: «poutzer» oder «faire la poutz», «Witz» (statt «blague»), «schwänzer» (vor allem im Kanton Jura). Oder Lehnübersetzungen wie «peindre le diable sur la muraille», den Teufel an die Wand malen.

100 Einen markanten Unterschied bilden die Zahlwörter «septante» und «nonante» statt wie in Frankreich soixante-dix und quatre-vingt-dix. Als phonetischen Unterschied nennt Avanzi, dass in der Westschweiz das o in Wörtern wie «le mot» (das Wort) oder «le pot» (Topf) offener gesprochen werde als in Frankreich. Eine grammatikalische Besonderheit sei die Konstruktion «je l'ai eu su faire» (ich habe es früher gekonnt) – sie existiere im französischen Französisch schlicht nicht.

105 Mathieu Avanzi zufolge löst das Französisch der Westschweizerinnen und Westschweizer in Frankreich oft die Assoziation aus: Aha, das sind Muttersprachler, aber nicht Einheimische. «Deshalb werden wir oft für Belgier oder Kanadier gehalten.»

Was in der Deutschschweiz wenigen bewusst ist: Auch in der Romandie gibt es eine Art linguistischen Wettbewerb, nicht zwischen Dialekten, sondern zwischen regionalen Akzenten.

110 Galt früher das in Neuenburg gesprochene Französisch als das «reinste» der Westschweiz, sei es heute jenes der Genferinnen und Genfer. Allerdings, erwähnt Mathieu Avanzi, habe kürzlich eine Umfrage klären wollen, welcher der unbeliebteste Akzent sei. Resultat: ebenfalls der Genfer. Das klingt nach einem Westschweizer Pendant zum Anti-Zürich-Reflex.

## Herzige Wörtli – große Wirkung oder das Schweizer Diminutiv

1. August 2008 (in *Satire, Literatur, Meinung und Gesellschaft*)

Bern, die Hauptstadt der kleinen westlichen Alpenrepublik, beherbergt jetzt genau 128 345 Einwohnerinnen und Einwohner, melden die Statistiker in ihrem Kurzbericht vom Juli 2008. 27.255 Personen stammen aus dem Ausland. Dazu vermerkt der Bericht trocken: „Eine eindruckliche Entwicklung als Einwandererland hat Deutschland erlebt: Den 2.032 im Jahr 1997 ermittelten deutschen Staatsangehörigen stehen Ende 2007 5.304 gegenüber. Ihr Bestand – gemessen an der gesamten ausländischen Bevölkerung – hat sich somit von 8,1 auf 19,5 Prozent erhöht.“

*Peter Maibach* – Kommen die Deutschen wirklich, wie die Medien behaupten? Mit der Zuwanderung nach Bern wird sich Deutschland wohl kaum entvölkern. Aber diese Zahlenpurzelei bietet mir Gelegenheit, über groß und klein nachzudenken, natürlich in meiner bevorzugten Sparte, dem Schweizerdeutschen.

Putzige Wörtchen, „herzige Wörtli“ in der schweizerischen Alltagssprache, finden Deutschsprachige niedlich und verirren sich prompt im riskanten Labyrinth helvetischen Verkleinerungsfimmels.

Im Kauderwelsch, das Erwachsene auf Kinder anwenden, sind Verkleinerungsformen noch einigermaßen nachvollziehbar. Das Schweizerdeutsche geht da salopp vor: Ist etwas klein, wird die Silbe „-li“ an das Wort angehängt – aus den Händen werden Händli, die bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu waschen sind, genau so wie die Häärli, die Füessli und so weiter, einfach alles was ein Mutterherz beschwingt zur immer bereiten Seife greifen lässt.

Auch in der ersten Klasse bei Fräulein Bigler blieb vorderhand noch alles klein. Wir ABC-Schützen waren Kamerädli, saßen zu zweit an einem Pültli und lernten für das Leben, nicht für die Schule. Vorsicht: Ein Schueli ist nicht eine kleine Schule oder ein zu kurz geratener Schüler, sondern die umgangssprachliche Abkürzung für die Schultasche; oder Schulranzen. Ein Ranzen übrigens bezeichnet in der Deutschschweiz definitiv nichts anderes als einen dicken Bauch. Es ist politisch unkorrekt, Personen auf ihren Ranzen hin anzusprechen. Dicke Schweizerinnen und Schweizer sind „fest“. Das tönt netter und alle wissen, was gemeint ist. Hinten durch (oder wie man in Deutschland sagt: „hinten herum“) lässt sich natürlich prächtig lautmalerisch ablästern, was einer für einen „feissen Ranzen“ habe.

Aber wir wollten eigentlich bei den „herzigen Wörtli“ bleiben. Auch die machen mit dem Älterwerden Veränderungen durch. Seltsamerweise bestehen die Verkleinerungsformen nach Abschluss der Kindheit weiter: In der schweizerdeutschen Erwachsensprache erhalten manche Wörter im Diminutiv zusätzlich zur eigentlichen Bedeutung eine Wertung aufgepfropft.

Wenn ein Töff – so bezeichnen wir hierzulande Motorräder – zum Töffli wird, ist dies eine nachvollziehbare kleinere Fahrzeugkategorie. Das Autöli hingegen übernimmt bereits verschiedene Schattierungen, etwa als anerkennende Untertreibung für einen Luxusschlitten, wird zum geliebten schnuckeligen Vehikel oder ist ein Billigfahrzeug oder ein Spielzeugauto.

Bedeutungsverschiebungen treiben den hochdeutsch Sprechenden noch tiefer in die Gänge des Labyrinths. Wer Heftli sagt, spricht möglicherweise von einem kleinen Heft. In den meisten Fällen wird er eine Boulevard-Illustrierte meinen. Non olet, aber das Hüsli ist nicht ein bescheidenes Domizil, sondern die Toilette. Damit erklärt sich eigentlich der Ausdruck „aufs Hüsli gehen“ wie von selbst. In beruflichem Umfeld empfehle ich eher den Gang zur Toilette. Und wenn Sie helvetischen Wortspaßvögeln ein kleines Duell liefern wollen, fragen Sie nach der Keramikabteilung.

Das Sprachgefühl für das treffende Diminutiv wächst mit der Erfahrung. Wenn Sie nicht sicher sind, lassen Sie es lieber bleiben. Tabu für Ungeübte sich: Chefli, Froueli, Deppli, Schwyzerli – ich versichere Ihnen, falsch angehängte „-lis“ tönen für empfindliche Schweizer Ohren scheußlich und können zu unerwünschten Risiken und ewiger gesellschaftlicher Ächtung führen.

Gewusst wie, sende ich allen 5.304 Deutschen in Bern und allen anderen ein liebes Grüessli.

Quelle: <http://newsbattery.blogspot.de/2008/08/01/herzige-woertli-grosse-wirkung-oder-das-schweizer-diminutiv/> (1.5.13)

Die Welt, 28.01.2008

Kolumne „Wortgefecht“

## Es gibt auch „gute“ Anglizismen

*Von Sönke Krüger*

Acht von zehn Anglizismen sind überflüssig, sagt der Verein Deutsche Sprache. Aber was ist mit den restlichen 20 Prozent? Sie sind wichtig für die deutsche Sprache, weil sie Wortlücken schließen oder Dinge ausdrücken, die man mit deutschen Begriffen nicht ohne weiteres sagen kann.

- 5 Normalerweise meckere ich an dieser Stelle gern über Anglizismen. Aus gutem Grund: Meist sind sie überflüssig, nämlich immer dann, wenn sie ein deckungsgleiches deutsches Wort verdrängen. So wie *Highlight* oder *Airline* – treffender wären Höhepunkt beziehungsweise Fluggesellschaft. Der Verein Deutsche Sprache geht von einer 80-Prozent-Quote aus, soll heißen: Acht von zehn Anglizismen sind entbehrlich.
- 10 Über die Quote kann man streiten. Bemerkenswert ist aber, dass sogar die Sprachvereinswächter damit immerhin 20 Prozent der Anglizismen gutheißen. Um genau diese „guten“ Anglizismen geht es hier. Sie sind wichtig, weil sie die deutsche Sprache bereichern, weil sie Wortlücken schließen, weil sie mit einem Wort treffend etwas bezeichnen, wofür man auf Deutsch einen umständlichen, unangemessen langen Satz bräuchte. So kann man im Imbiss natürlich auf Deutsch „ein aufgeschnittenes weiches, mit gebratenem Hackfleisch, Zwiebeln, Gurken, Ketchup und Mayonnaise belegtes Brötchen“ bestellen – einfacher, verständlicher und besser ist aber der Anglizismus *Hamburger*.

- 15 Würden Sie im Textilgeschäft eine „saloppe Nietenhose aus Baumwollstoff“ verlangen, nur um den Anglizismus *Jeans* zu vermeiden? Hoffentlich nicht. Wo rufen Sie an, wenn Sie schnell Hilfe brauchen oder etwas bestellen wollen? Beim „Telefonanschluss für raschen Service“ (wie es der „Fremdwörter-Duden“ allen Ernstes vorschlägt) oder bei der *Hotline*? Und was tun Sie, wenn Sie „im Internet mit einer Suchmaschine einen bestimmten Begriff recherchieren“? Richtig, Sie *googeln*.

### Wichtig ist, dass der Leser nicht stolpert

- 25 Dass das Wort *Internet* auch ein Anglizismus ist, sei hier nur am Rande erwähnt, denn darüber stolpert kaum noch jemand, genauso wenig wie über die Begriffe *Computer*, *Interview*, *Design* oder *Last-Minute-Flug*. Ganz zu schweigen von *Training* und *Job*, *sexy* und *Online-Shop*, auch wenn der Verein Deutsche Sprache für letztgenannten Anglizismus die deutsche Alternative „Netzkiosk“ vorschlägt. Das ist, bei aller Liebe für die Sprache, über das Ziel hinaus geschossen, denn dieser Kunstbegriff verwirrt und ist alles andere als geläufig.

- 30 Was wiederum nicht heißt, dass Eindeutschungen englischer Vokabeln generell töricht sind. Wichtig ist, dass der Leser nicht stolpert. Unsere Ahnen beherrschten diese Technik ziemlich gut, indem sie aus „cake“ *Keks*, aus „cokes“ *Koks*, aus „strike“ *Streik*, aus „fashionable“ *fesch*, aus „shawl“ *Schal* und aus „cheque“ *Scheck* machten. Mal sehen, wie lange es dauert, bis auch der „Duden“ diese Strategie *kuhl* findet.

NZZ, 17.8.2023

## Löwenzahn oder Chröttepösche – die Mundart verkümmert nicht

**Der Wortschatz wandelt sich. Aber Schweizerinnen und Schweizer pflegen weiterhin ihre Dialekte. Von Matthias Friedli**

Fehlt das Salz in der Suppe, so ist diese *ööd*, *blööd*, *liis* oder *lugg* – so jedenfalls steht es im «Schweizerischen Idiotikon», dem schweizerdeutschen Wörterbuch, an dem seit 1862 gearbeitet wird. Dokumentiert wird darin die deutsche Sprache in der Schweiz vom Spätmittelalter bis in die Gegenwart. Sehr gegenwartssprachlich muten die vier Bezeichnungen die meisten Dialektsprechenden wohl nicht an, denn eine ungesalzene Suppe ist doch heute vor allem eins, nämlich *faad*. Das Beispiel illustriert, was allgemein bekannt ist: Sprache ist variabel und dynamisch, sie verändert sich stetig. Dabei fällt einem vor allem der Wandel im Bereich des Wortschatzes auf. Die Suppe ist *faad*, das *Pfärd* frisst *Löwezaan*, das Kind hat den *Hitzgi*, alle nehmen mit dem *Laptop* am *Meeting* teil, und niemand weiss mehr, was *seechte* beziehungsweise *buuche* bedeutet.

### Tiefe Veränderungen

Der Grund für diesen sprachlichen Wandel ist simpel: Unsere Welt verändert sich, und die Sprache reagiert auf diese kulturellen, gesellschaftlichen und technologischen Veränderungen. Weil wir heute mit chemisch-industriell hergestellter Seife waschen und nicht mehr mit Aschenlauge, sind auch die entsprechenden Wörter *seechte* und *buuche* nicht mehr im Gebrauch – und es braucht sie auch nicht mehr. Im Gegenzug brauchen wir neue Ausdrücke zur Bezeichnung neuer Dinge. Nichts ist einfacher, als mit der Übernahme des Arbeitsgeräts auch seine Bezeichnung zu übernehmen, wie dies bei *Laptop* der Fall ist. Da der Bereich der Informatik vom Angloamerikanischen dominiert wird, kommen so englische Wörter in unsere Sprache – anders sieht es in Frankreich aus, wo der Staat aktiv gegen Anglizismen vorgeht. Die englische Sprache ist generell in unserer Arbeitswelt sehr präsent, was aus der Sitzung ein modernes *Meeting* macht. Auch in den sozialen Netzwerken ist Englisch die gemeinsame Sprache. Sie beeinflusst vor allem die junge Generation, die sich bekanntlich von der älteren bewusst abgrenzt, so auch durch einen eigenen Sprachgebrauch. Allerdings ist Jugendsprache immer eine Modeerscheinung, sie wird von den Sprechenden mit zunehmendem Alter abgelegt. Viele Ausdrücke, die sie auszeichnen, finden letztlich keinen dauerhaften Eingang in unsere Sprache.

### Gesteigerte Mobilität

Neben dem Englischen beeinflusst auch das Hochdeutsche unsere Mundart, wie die Beispiele *Löwezaan*, *Pfärd* und *faad* bezeugen, wobei Letztgenanntes erst im 18. Jahrhundert aus dem Französischen in die deutsche Sprache gelangt ist. Den Namen für die gelb blühende Blume lernen wir heute eher aus einem Buch als im täglichen Leben, wo traditionell von *Chröttepösche*, *Chetteleblueme*, *Weifäcke* oder *Söiblueme* gesprochen wird.

Unsere Lebenswelt ist eine andere als die unserer Grosseltern. Dazu passt, dass *Pfärd* doch weniger grob tönt als *Ross*. Wenn ich in Zürich bei einem Geschäftsessen die *blöödi* Suppe kritisiere, werde ich wohl auch blöde angeschaut. Bezeichne ich die Suppe hingegen als *faad*, dann versteht mich jeder. Damit ist auch eine wichtige Triebkraft genannt, die Sprachwandel fördert: Es gilt, überall und ohne grossen Aufwand verstanden zu werden. Als Dialektsprechende haben wir ein Sensorium, welche Wörter verständlich sind und welche nicht. Entsprechend passen wir unsere Mundart an. Dies ist heutzutage durch die vermehrte Mobilität und den Austausch mit Andersdialektalen häufiger nötig. Und dabei ist die

Orientierung am Hochdeutschen, mit dem wir alle viel mehr als noch unsere Grosseltern in Kontakt kommen, naheliegend.

45 Vermehrte Mobilität macht es wahrscheinlich, dass der Sprachwandel in jüngerer Zeit schneller vonstattengeht als früher. Es ist aber längst nicht so, dass wir unsere Mundart ausschliesslich dem Hochdeutschen anpassen, wie manche befürchten. Es lässt sich auch beobachten, dass sich mundartliche Wörter als Gemeinwortschatz etablieren, wie dies bei der ursprünglich zürcherisch-thurgauischen Bezeichnung *Hitzgi* der Fall ist. Der Ausdruck *Hitzgi* wird neu in einem Grossteil der Deutschschweiz zur Bezeichnung des Schluckkaufs verwendet, etwa auf  
50 Kosten von *Hixi*, *Glugger* oder *Hösch*.

### Einfluss der Städte

Mundart verkümmert oder verschwindet nicht einfach im globalen Babylon, wie man da und dort gerne liest. Mit den letzten Beispielen wird vielmehr deutlich, wohin sie sich bewegt: Es finden zurzeit mundartliche Anpassungen und Angleichungen statt, die von mundartlicher  
55 Vielfalt hin zu Sprechweisen führen, die für grössere Regionen gelten. Diese Sprechweisen betreffen nicht nur den Wortschatz, sondern auch – dies sei bloss erwähnt – die Lautung und Grammatik unserer Dialekte.

Insgesamt lässt sich eine Orientierung an den Mundarten der grösseren Städte feststellen. Dass sich durch die Ausgleichsprozesse, die im Gang sind, gar ein Einheitsschweizerdeutsch ergibt,  
60 davon ist in naher Zukunft nicht auszugehen. Zudem zeigt sich in der Entwicklung der Mundarten auch Folgendes: Trotz den Ausgleichsprozessen verschwinden kleinregionale oder gar lokale Besonderheiten meist nicht komplett. Denn dem ganzen Vereinheitlichungstrieb tritt die Dialektidentität entgegen. Sie ist für uns Dialektsprechende essenziell.

Wir sind also nicht bloss Schweizer, sondern wir bleiben auch Glarnerinnen und insbesondere  
65 Molliser. Im Gespräch mit einem Einheimischen in Mollis kann ich das angestammte Wort verwenden. Die Wahrscheinlichkeit, dass hier die *blöödi* Suppe verstanden wird, ist deutlich grösser. Zudem kann ich damit auch markieren, dass ich weiss, wie die ungesalzene Suppe am Ort eigentlich bezeichnet wird. Sowieso spielt die persönliche Einstellung zum Dialekt eine wichtige Rolle beim Wandel der eigenen Sprache: Bin ich stolz auf meine Mundart, pflege ich  
70 sie, wird mein Dialekt auch von anderen positiv bewertet, so hat dies einen zusätzlich bewahrenden Aspekt.

Unsere Mundart wandelt sich ständig. Dabei wird Wortschatzwandel häufig bedauert: Vor allem ältere Menschen sprechen dann von Sprachverlust und Sprachverarmung, meist ohne zu merken, dass auch sie nicht mehr die gleichen Wörter verwenden wie früher. Und gesprochen  
75 wurde früher an einem Ort sicher nicht so einheitlich, wie wir uns das heute vielleicht vorstellen. Wir können den sprachlichen Wandel bedauern. Wir können ihn aber auch differenziert und mit Interesse betrachten und ihn als natürlichen adaptiven Vorgang sehen – in einer Welt im Wandel.